

*Heinrich Keupp (Hrsg.), Der Krankheitsmythos in der Psychopathologie. Darstellung einer Kontroverse. München—Berlin—Wien: Verlag Urban & Schwarzenberg, 1972, 156 Seiten, 19,80 DM.*

Mit diesem Buch unternimmt Keupp den lobenswerten Versuch, die deutsche Psychiatrie und angrenzende Fachgebiete mit der Diskussion um das dominierende Denkmodell in der Psychopathologie zu konfrontieren, die hierzulande bislang so gut wie keine Beachtung gefunden hat. Das „Krankheitsmodell“ — so nennt Keupp das Paradigma einer Disziplin, die psychische Störungen ausschließlich als ein medizinisches Problem begreift — wird seit einigen Jahrzehnten in zunehmendem Maße von einer engagierten Minderheit vorwiegend sozialwissenschaftlich orientierter Kritiker in Frage gestellt.

Bereits Freud — selbst „noch stark in dem Bezugssystem befangen, das wir ‚medizinisches Modell‘ nennen“ (S. 21) — hat die Paradigmakrise in der Psychiatrie eingeleitet, indem er auf die Relevanz psychogenetischer und partiell auch soziogenetischer Faktoren bei neurotischen und psychotischen Störungen verwies. Somit war die Geltung dieses Modells, „das als integrative Sichtweise eine erfolgreiche erste Entwicklungsphase der sich entfaltenden Wissenschaft gewährleistet“ hatte (S. 24), stark eingeschränkt, da derartige Erkenntnisse nicht mehr in das bestehende Paradigma integriert werden konnten.

Darüber hinaus wurde durch die Erarbeitung (alternativer) sozialpsychiatrischer Konzepte und deren sporadische und partielle Realisierung in den USA und Kanada (spätestens seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges) die Fragwürdigkeit des traditionellen Krankheitsmodells offenkundig, zumal in diesem Modell „implizit Konsequenzen für das therapeutische Handeln . . . angelegt sind. Bestimmte therapeutische Techniken können nur unter Bezugnahme auf dieses Modell legitimiert werden“ (S. 24). Gleichzeitig verleiht das Krankheitsmodell einer oft inhumanen und von mangelnder Effek-

tivität gekennzeichneten Praxis der psychiatrischen Institutionen eine scheinbare Legitimationsbasis (S. 25 ff.). Beobachtungen der konkreten Praxis – hier gibt es mehr Berichte als die von Keupp zitierten – haben dann folgerichtig dazu geführt, eine Psychiatrie in Frage zu stellen, die bislang erfolgreich verbergen konnte, daß in ihren Anstalten „soziale Probleme medizinisch verwaltet werden und daß psychiatrische Kliniken die Funktion sozialer Kontrolle abweichender Verhaltensweisen zu erfüllen haben. Das medizinische Ethos schützt den einzelnen Arzt, diese Funktion zu erkennen und sich bewußt zu machen, welche Formen der Inhumanität sich hinter der ritualisierten Anwendung ihres therapeutischen Instrumentariums verbergen“ (S. 28).

Keupp, der den Leser intensiv und extensiv in die Problematik des längst nicht mehr unumstrittenen Krankheitsmodells einführt, beendet seine Analyse mit der Forderung nach Anerkennung der Notwendigkeit einer sozialwissenschaftlichen Forschung, die vorrangig aus dem Bereich der „sozialpsychologisch–lerntheoretisch orientierten Klinischen Psychologie“ und aus der Schule des „symbolischen Interaktionismus“ stammen soll. Keupp denkt dabei nicht an eine formalistische und gegen soziale Inhalte indifferente Sozialpsychologie und empfiehlt, den labeling–Ansatz mit einer „historischen und ideologiekritischen Korrektur“ zu versehen, um die Probleme neu zu konzipieren, die bisher mit dem „Krankheitsmodell“ angesprochen werden.

Der Hauptteil des Buches bringt unter anderem Beiträge von Szasz (Der Mythos von der seelischen Krankheit, 1960), Mechanic (Einige Faktoren bei der Identifikation und Definition psychischer Krankheit, 1962), Goffman (Die moralische Karriere des psychisch gestörten Patienten, 1959) und Scheff (Die Rolle des psychisch Kranken und die Dynamik psychischer Störung: Ein Bezugsrahmen für die Forschung, 1963), die fast schon klassisch geworden sind. In einer sehr übersichtlichen Form – Keupp gibt zu jedem Beitrag eine prägnante Einführung – sind die guten Übersetzungen aus dem Englischen (Hannelore Benkeser) präsentiert.

Zur „Darstellung einer Kontroverse“, wie sie der Untertitel ankündigt, wären die Beiträge von Ausubel (Persönlichkeitsstörung ist eine Krankheit, 1961) und Ellis (Sollen manche Menschen als psychisch krank bezeichnet werden? , 1967), auf die Sarbin (Sinn und Unsinn der Definition von „psychischer Krankheit“, 1967) in einer lesenswerten Replik eingeht, weitgehend entbehrlich gewesen, denn sowohl

Ausubel als auch Ellis sind kaum zu den konsequenten Vertretern des „Krankheitsmodells“ zu zählen, sondern sie beziehen Positionen, die bereits eine schrittweise Abkehr von diesem Modell erkennen lassen.

Es bleibt zu hoffen, daß insbesondere bei der schweigenden Mehrheit in den Bereichen der Anstalts- und Kriminalpsychiatrie Keupps Buch zur Kenntnis genommen und eingehend diskutiert wird, nicht nur wegen des allgemeinen theoretischen Interesses an der Auseinandersetzung um das Krankheitsmodell, sondern ganz besonders wegen der daraus sich ergebenden Konsequenzen für neue intra- und extramurale Handlungssysteme.

Wolfgang Stumme, Köln